



À L'ÉCOLE DES PHILOSOPHES

0000 KINOKULTUR
IN DER SCHULE

IMPRESSUM

HERAUSGEBER

KINOKULTUR IN DER SCHULE
Untere Steingrubenstrasse 19
4500 Solothurn
Tel. 032 623 57 07 | 077 410 32 94
info@kinokultur.ch | www.kinokultur.ch

DAS DOSSIER WURDE ERARBEITET VON KINOKULTUR IN DER SCHULE

Redaktion: Ruth Köppl, Heinz Urben

UNTERRICHTSMATERIAL zu vielen

weiteren Filmen kann auf der Webseite www.kinokultur.ch unter «Die Filme» kostenlos heruntergeladen werden.

ANMELDUNG für Kinobesuche von Schul- klassen und Filmgesprächen:

Tel. 032 623 57 07, info@kinokultur.ch

KINOKULTUR IN DER SCHULE wird finanziell unterstützt von:

Bundesamt für Kultur | ProCinema | Schweizerische Kulturstiftung für Audiovision (Swiss Perform) | FDS/ARF, Verband Filmregie und Dehnbuch Schweiz | IG, Unabhängige Schweizer Filmproduzenten | GARP, Gruppe Autoren, Regisseure, Produzenten | Egon-und Ingrid-Hug-Stiftung | Swisslos Kanton Aargau | Kanton Zürich | Kanton Basel-Stadt | Kanton Thurgau | Kanton Appenzell AR | Kanton St. Gallen | Kanton Solothurn | Kanton Schaffhausen | Kanton Zug | Kanton Graubünden | Lehrerinnen und Lehrer Schweiz, LCH | Lehrerinnen- und Lehrerverband Baselland

PARTNERINSTITUTIONEN

Seminar für Filmwissenschaft der Universität Zürich (Filmbildung), Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (Evaluation), Kinomagie Aargau, «Kultur macht Schule» (ein Programm der Fachstelle Kulturvermittlung, Departement Bildung, Kultur und Sport, Kanton Aargau), Schule & Kultur Kanton Zürich, Solothurner Filmtage

Regie Fernand Melgar
Buch Fernand Melgar
Kamera Fernand Melgar
Montage Karine Sudan
Ton Rui Pires, Celine Pernet
Musik Nicolas Rabaeus
Original Version Französisch mit deutschen Untertiteln
Gattung Dokumentarfilm, Farbe, 97 Min.
Produktion Climage, Lausanne / Radio Télévision Suisse RTS, Genève / SRG SSR, Bern
Produzent Fernand Melgar
Distribution OUTSIDE THE BOX Chemin du Martinet 28 CH 1007 Lausanne
021 312 64 11, info@outside-thebox.ch
www.outside-thebox.ch



Fernand Melgar
Geboren 1961. Er ist schweizerisch-spanischer Autor und Produzent von Kinodokumentarfilmen in der Tradition des cinéma direct. Seine Filme sind mit über 50 internationalen Preisen ausgezeichnet worden.

Filmographie

1990 Chroniques cathodiques / 1991 Je zappe donc je suis / 1993 Album de famille / 1995 Lorsque mon heure viendra / 1997 Fous du jeu / 1998 Classe d'accueil / 2000-03 Premier jour (Kollektion von Kurzfilmen) / 2002 Remue ménage / La maison / 2003 «J» / À l'arrière / À table (beide Kodirketor) / 2005 Exit – Le droit de mourir / La vallée de la jeunesse / 2008 La forteresse / 2011 Vol spécial / 2012 Le monde est comme ça / 2014 L'abri / 2018 À l'école des Philosophes (alles Dokumentarfilme)

Der Film begleitet fünf kleine Kinder während ihres ersten Schuljahres in einer Sonderschule der Westschweiz. Sie sind alle von einer geistigen Behinderung betroffen. Betreut von einem Team ausdauernder Pädagogen und Therapeuten, lernen sie, miteinander umzugehen. Nach und nach findet die Klasse vor unseren Augen zusammen, und was zunächst unmöglich schien, wird Wirklichkeit. Die Kinder machen allen Widrigkeiten zum Trotz Fortschritte, zum Erstaunen und zum grossen Glück ihrer Eltern.

DIDAKTISCHE HINWEISE

Das Unterrichtsmaterial ist ein **Fundus zur Auswahl**.

Mit den **Aufgaben und Fragen zur Vorbereitung des Films** kann der Kinobesuch thematisch vorbereitet werden.

Aufgaben und Fragen für den Kinobesuch beinhalten Beobachtungsaufträge, zu denen die Schülerinnen und Schüler während oder unmittelbar nach dem Besuch Notizen machen.

Für eine kürzere Auseinandersetzung im Unterricht können die **Aufgaben und Fragen zur Nachbereitung des Films** oder eine Auswahl davon besprochen werden.

Das Kapitel **Aufgaben und Fragen zu thematischen Aspekten des Films** bietet Möglichkeiten zur Vertiefung.

Die Materialien sind **fächerübergreifend** sowie **handlungs- und situationsorientiert** konzipiert.

Sie eignen sich für die **Sekundarstufe 2** sowie **Pädagogische und Heilpädagogische Hochschulen**

INHALTSÜBERSICHT

Aufgaben und Fragen zur Vorbereitung des Films	3
Aufgaben und Fragen für den Kinobesuch	6
Aufgaben und Fragen zur Nachbereitung des Films	7
Aufgaben und Fragen zu thematischen Aspekten des Films	
Thema Inklusion	7
Thema Beruf Sonderschullehrerin / Heilpädagogin	14
Thema Direct Cinéma	16



AUFGABEN UND FRAGEN ZUR VORBEREITUNG DES FILMS

1) Lesen Sie folgenden Text:

Zur Geschichte des Umgangs mit Behinderung

Als Bezeichnung für Menschen mit beeinträchtigten körperlicher, sinnesmässigen, geistigen oder psychischen Fähigkeiten hat sich der Begriff «Behinderte» erst in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts durchgesetzt – unter Einfluss der Behinderten- oder Sonderpädagogik einerseits und der sozialpolitischen Massnahmen zugunsten dieser Personengruppe andererseits.

In früheren Zeiten wurden behinderte Menschen entweder nach der Art des Gebrechens mit z.T. abwertenden Begriffen (Krüppel, Narr) oder nach breiteren Kriterien (arm, krank, bedürftig) benannt.

Römische Antike: Familienhilfe oder Obdachlosigkeit

In der römischen Antike hingen die Lebensumstände von Menschen mit Behinderungen sehr von dem familiären Umfeld ab. Behinderte Familienmitglieder wurden entweder von der eigenen Familie unterstützt oder mussten betteln gehen. In Extremfällen wurden sie ausgesetzt oder getötet, ähnlich wie uneheliche oder weibliche Kinder.

Mittelalter: Nächstenliebe und Jahrmarktattraktion

Mit der Ausbreitung des Christentums wurde nach dem Prinzip der «Nächstenliebe» eine gesetzlich geregelte «Armenpflege» eingeführt. Erste Einrichtungen für Menschen mit Behinderung entstanden. Dennoch wurde eine Behinderung oft noch als «Strafe Gottes», sittliche Verfehlung bzw. «Teufelsbesessenheit» gesehen und behinderte Menschen wurden verstossen oder als «Jahrmarktattraktion» vorgeführt.

Die Betreuung der Behinderten war in erster Linie Sache ihrer Angehörigen, die auch für die Kosten aufkommen mussten, wenn sie die Behinderten in einem Spital verpfändeten. Konnten die Angehörigen ihrer Aufgabe nicht nachkommen, galt schon im späten Mittelalter als Norm, dass Bedürftige von ihren Gemeinden unterstützt werden sollten. Die Leistungen waren unterschiedlich, beschränkten sich aber auf gelegentliche Geldspenden, die Austeilung von Mahlzeiten und Lebensmitteln oder die Gewährung von Spitalpfänden. Städte und Dorfgemeinden sorgten v.a. dafür, dass sie nur den ansässigen Bedürftigen helfen mussten.

Neuzeit: Irrenanstalten und Sozialgesetze

Bereits im 17. Jh. kam in der Schweiz die Idee auf, Taubstumme gezielt zu fördern. In die Tat umgesetzt wurde sie jedoch erst 1777 mit der Gründung einer Taubstummenanstalt in Schlieren. Um 1800 wurde in kant. Zählungen das Bedürfnis nach einer gezielten Schulung von Sinnes-Behinderten nachgewiesen. Durch private und religiös motivierte Initiative entstanden anfangs des 19. Jh. weitere Institutionen zur Förderung behinderter Kinder (Anstaltswesen). Den Anstalten für Sinnes-Behinderte (Blindenschule in Zürich, 1809) folgten im Verlauf des Jahrhunderts weitere für geistig (Anstalt für kretine Kinder bei Interlaken, 1840) und später auch für körperlich behinderte Kinder (Mathilde-Escher-Heim in Zürich, 1864). Behinderte waren von der allgemeinen Schulpflicht ausgenommen und blieben auf private Förderung angewiesen. Erst die Finanzierung durch die IV ermöglichte den Ausbau eines umfassenden Sonderschulnetzes (Hilfs- und Sonderschulen) für behinderte Menschen.

Die Industrialisierung führte durch Kinderarbeit, die schlechten Arbeitsbedingungen oder Unfälle in den Fabriken zu neuen Behinderungsursachen. Gleichzeitig wurde der Gedanke der gegenseitigen Hilfe im Falle einer behinderungsbedingten Erwerbsunfähigkeit, der in Ansätzen bereits im mittelalterlichen Zunft- und Bruderschaftswesen ausgebildet war, für die Gründung von Kranken-, Invaliden- und Sterbe-Kassen bestimmend, die in Fabriken, Gewerbebezügen oder einzelnen Quartieren entstanden und ihre behinderten Mitglieder z.T. lebenslang finanziell unterstützten. Familienverbände brachen aufgrund von Landflucht zunehmend auseinander und behinderte Familienmitglieder wurden in staatlichen Einrichtungen versorgt den sogenannten Irren-, Krüppel- und Gebrechensfürsorge.

Anfang des 20. Jahrhunderts bis 1933: «Krüppelpädagogik»

Zu Beginn des 20. Jh. wurde die Forderung nach einer Invalidenversicherung (IV) im Rahmen der Alters- und Hinterlassenenversicherung laut und 1919 im Parlament, mit negativem Ausgang, diskutiert. Im darauf folgenden Jahr gründeten jedoch versch. in der Behindertenfürsorge tätige Gruppen und Vereine die Schweiz. Vereinigung für Anormale (seit 1935 Pro Infirmis) als Dachverband. Bis zur Einführung der Eidg. Invalidenversicherung 1960 leistete Pro Infirmis v.a. finanzielle Hilfe, z.T. mit Bundesgeldern. Die IV versucht, die finanziellen Folgen behinderungsbedingter Erwerbsunfähigkeit mittels einer Rente oder der Eingliederung Behinderter ins Erwerbsleben durch beruflichen Ausbildung oder Umschulung zu lindern.

In der Medizin, insbesondere Psychiatrie, kümmerte man sich nun zunehmend um die medizinische Versorgung von behinderten Menschen. Parallel dazu befasste sich die sogenannte «Krüppelpädagogik» mit den Ursachen von Krankheit und Behinderung von Kindern und Jugendlichen. Diese durften nun auch zur Schule gehen, allerdings getrennt von nicht behinderten Kindern.

Eugenik und Nationalsozialismus (1933 bis 1945)

Unter dem Einfluss der Rassenlehre wurden auch in der Schweiz eugenisch begründete Sterilisationen von geistig und psychisch behinderten Menschen vorgenommen (Eugenik): Das waadtländ. Sterilisationsgesetz von 1928 war das erste dieser Art in Europa.

Im Nationalsozialismus (1933 bis 1945) wurden in Deutschland behinderte, sowie arme und kranke, Menschen in Heimen und Krankenhäusern zu Versuchsobjekten degradiert, und dort im Zuge des «Euthanasieprogramms» zu Hunderttausenden sterilisiert und getötet.

1945 bis heute: UN-Behindertenrechtskonvention und «Inklusion»

Die «Allgemeine Erklärung der Menschenrechte» (1948) berücksichtigte behinderte Menschen dennoch nicht und erst 1990 wurden Kinder mit Behinderungen in der Kinderrechtskonvention der Vereinten Nationen miteinbezogen.

Es folgten weitere Gesetzesänderungen, die Menschen mit Behinderungen mehr Rechte einräumten (z.B. im Baurecht oder in Bezug auf die Rente). Ausserdem wurde das Sonderschulsystem durch Förderzentren ergänzt. Auch Menschen mit Lernschwierigkeiten (bzw. «mit geistiger Behinderung») vereinigten sich für ein selbstbestimmtes Leben im Netzwerk «Mensch zuerst».

Allmählich setzte sich eine neue Perspektive durch: Es ist vor allem die Gesellschaft, die Menschen behindert. Die gleichberechtigte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben sollte in Deutschland und in der Schweiz ab 2002 das Bundesgleichstellungsgesetz bzw. Behindertengleichstellungsgesetz gesetzlich gewährleisten, auf internationaler Ebene seit 2008 die UN-Behindertenrechtskonvention.

Der Begriff der Inklusion formuliert ausserdem die Absicht, menschliche Vielfalt zu fördern, indem Menschen mit Behinderung, genauso wie andere, Zugang zu öffentlichen Einrichtungen haben und dort auch willkommen sind.

Auch heute wird durch die Diskussion um pränatale Diagnostik und Euthanasie das Lebensrecht schwer geburtsbehinderter Menschen in Frage gestellt. Neu ist allerdings, dass behinderte Menschen in diese Diskussion eingreifen und sich zur Wehr setzen. In verschiedenen Vereinigungen, Verbänden, Stiftungen, Selbsthilfe- und Arbeitsgemeinschaften organisiert, vertreten sie Forderungen nach einer Existenz sichernden IV-Rente, einem heimexternen, selbstbestimmten Leben und wehren sich gegen die vielfältigen Formen ihrer Diskriminierung. Die neue Bundesverfassung trug diesem Anliegen Rechnung und verankerte im Art. 8 Abs. 2 und 4 das Diskriminierungsverbot von körperlichen, geistig oder psychischen Behinderten sowie Massnahmen zur Beseitigung von Benachteiligungen von Menschen mit einer Behinderung. Dem Abbau von Lebenserschwernissen und der Förderung der gesellschaftlichen Integration behinderter Menschen dienen u.a. Ausbildungs-, Eingliederungs-, Beschäftigungs- und geschützte Werkstätten, der Einsatz für behindertengerechtes Bauen und der z.T. breite Beachtung findende Behindertensport.

Quellen:

- <https://leidmedien.de/geschichte/zur-geschichte-des-umgangs-mit-behinderung/>
- <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16599.php>

2) Diskutieren Sie:

- Kommen wir während unserer Schulzeit, Ausbildung, Freizeit und an öffentlichen Orten oft mit behinderten Menschen in Kontakt?
- In welchen Bereichen sind Menschen mit einer Behinderung heute trotz Gleichstellungsgesetzen und Fördermassnahmen dennoch ausgegrenzt oder benachteiligt?



AUFGABEN UND FRAGEN FÜR DEN KINOBESUCH

Machen Sie sich während oder kurz nach dem Film zu folgenden Fragen Notizen:

1) Achten Sie sich auf die erste Szene des Films. Was zeigt sie und was löst sie aus?

2) Welche Behinderungen haben die porträtierten Kinder Albiana, Chloé, Kenza, Léon und Louis?

3) Welche Erwartungen haben die Eltern der fünf Kinder an die Sonderschule?

4) Welche Fortschritte machen die Kinder während ihres ersten Schuljahres?

5) Mit welchen pädagogischen Mitteln gelingt es den Lehrerinnen diese Fortschritte zu erreichen?

6) Achten Sie sich darauf, wie dieser Dokumentarfilm gemacht ist. Gibt es einen Kommentar oder einen Interviewer? Wird im Film Musik eingesetzt?

6) Welche Szene des Films hat Sie am meisten berührt, warum?

AUFGABEN UND FRAGEN ZUR NACHBEREITUNG DES FILMS

Ein Philosoph (griechisch «Freund der Weisheit») oder sinngemäss Denker, ist ein Mensch, der danach strebt, Antworten auf grundlegende (Sinn-)Fragen über die Welt, über den Menschen und dessen Verhältnis zu seiner Umwelt zu finden.

Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Philosoph>

Die Sonderschule, die der Regisseur Fernand Melgar proträtiert heisst «École de la Rue des Philosophes» (Schule an der Philosophenstrasse). Der Titel des Films heisst aber «À l'école des philosophes» (In der Philosophenschule).

1) Diskutieren Sie:

- Welche Bedeutung hat dieser Titel auf das Anliegen und die Aussage des Films.

Die Lehrerin Adeline sagt im Film, dass die Kinder in der Schule vor allem lernen Schulkinder zu werden.

- Was meint sie damit?
- Welche Veränderungen und Fortschritte machen die Kinder während ihres ersten Schuljahres?
- Warum ist es wichtig, dass behinderte Menschen für sie ausgerichtete Schulen besuchen können?
- Warum kann dies eine öffentliche Schule oder die Eltern der Kinder nicht leisten?
- In welcher Szene wird die Stigmatisierung von behinderten Menschen und ihren Angehörigen angesprochen? Was wird darüber ausgesagt?

Stigmatisierung bezeichnet in erste Linie die Zuschreibung eines Merkmals auf eine Person, das von der Gesellschaft negativ bewertet wird und sich für den einzelnen Menschen negativ auswirkt. Beispiele sind etwa bestimmte Formen von Behinderungen, psychischen Erkrankungen, Arbeitslosigkeit, abweichendes sexuelles Verhalten usw.. Stigmatisierungen knüpfen dabei an sichtbaren oder unsichtbaren Merkmalen von Personen an, wobei es sich um Merkmale handelt, die in irgendeiner Weise von der Mehrheit abweichen.

Quelle: Stangl, W. (2018). Stichwort: ‚Stigmatisierung‘. Online Lexikon für Psychologie und Pädagogik. [www: http://lexikon.stangl.eu/10857/stigmatisierung/](http://lexikon.stangl.eu/10857/stigmatisierung/) (2018-04-24)

2) Lesen Sie folgende Aussagen der Eltern von Kenza, Louis, Chloé und Abiana:

«Ich stamme aus Marokko und spüre das Misstrauen der Leute auf der Strasse. Nicht unbedingt von Seiten der Schweizer, sondern eher von Ausländern, die Angst haben, dass ich ihnen ihren Platz wegnehme. Oder in Verbindung mit dem Islamismus. Und wenn ich heute mit Kenza rausgehe, kann ich die Blicke auf sie nur schwer aushalten. Wir haben beide den Eindruck, zu stören und ausgegrenzt zu werden. Selbst wenn wir in einem Café ein paar Stühle verrücken, kann das ein Problem werden. (...)

Als wir uns einer Gruppe von Eltern behinderter Kinder anschlossen, waren wir sehr schockiert, weil viele Paare sich deswegen getrennt hatten. Meiner Ansicht nach muss man dann erst recht zusammenhalten, um diese Prüfung zu bestehen. Wir leben in einer individualistischen Gesellschaft. Nur wenige sind der Herausforderung gewachsen, dass ihr Leben nie wieder so sein wird wie früher.»

«Louis hat unser Leben völlig umgekrempelt. Zwei Jahre Kampf ohne einen glücklichen Augenblick. Stellen Sie sich ein Kind vor, das nicht mehr lacht. Wir leben von einem Tag zum nächsten, nichts ist sicher. Es gibt Tage, an denen ein Spiel mit ihm funktioniert, dann sagen wir uns, es war ein guter Tag, und am nächsten Tag funktioniert es nicht mehr. Wir versuchen nicht zu sehr über die Situation nachzudenken, denn dann wird es sehr hart. Louis hat uns Geduld und Toleranz gelehrt.»

«Chloé ist immer in Bewegung. Wenn ich nicht aufpasse, kann sie sich in Gefahr bringen, auf die Möbel klettern. Sie nimmt mich ständig in Anspruch, und wenn ich nicht reagiere, beginnt sie zu weinen. Das ist anstrengend und frustrierend, weil ich nicht tun kann, was ich mit einem Kind ihres Alters sonst tun könnte. Ich frage mich immer: was mache ich heute mit ihr? Wen bitte ich um Hilfe? Ich fürchte mich immer vor den Ferien, wenn alle verreist sind und ich 24 Stunden am Tag ohne Pausen mit ihr verbringe.

Letzten Sommer hatte ich ein Tief, weil sie in drei Jahren keine Nacht durchgeschlafen hat. Ich hatte keinen Abend, keine Nacht, keinen Morgen für mich. Am Ende haben sich mein Mann und ich

getrennt. Wenn man erschöpft ist, hat man keine Zeit mehr für den Partner. Aber inzwischen läuft es wieder gut zwischen uns, wir sind beide immer noch ihre Eltern. Ihr Vater bringt sich mehr ein, und ich habe auch mal Zeit für mich. Die Trennung war unsere Rettung, auch wenn das nicht der Idealfall ist, den man sich wünscht. Ich bin froh, dass sie in eine Sonderschule eintritt.»

«Je älter sie (Albiana) wird, desto anstrengender wird es. Sie läuft überall hin, und man muss immer hinter ihr her sein. Sie will unsere Aufmerksamkeit gewinnen. Mit dem Arbeiten wollte ich nicht aufhören. Wenn ich nicht ein bisschen Luft schnappen könnte, wüsste ich nicht, wo ich heute wäre. In der Nacht wache ich auf, weil sie Krämpfe hat. Und selbst wenn sie nichts hat, stehe ich auf, weil ich Angst habe, ihr könnte etwas zustossen. Wir können uns nie ausruhen und werden immer müder.

Aber sie ist unser Kind, wir würden alles für sie tun. Wir hoffen, dass sie sich mit dem Älterwerden verändert und vielleicht sogar gesund wird.

Für uns ist sie ein normales Kind. Albiana ist nur etwas hinterher. Auf der Strasse bemerkt niemand ihre Behinderung.

(...)

Es ist schwer, zu akzeptieren, dass sie keine normale Schule besuchen wird. Wie alle Eltern wollen wir das Beste für unser Kind. Wir klammern uns an die Hoffnung, dass alles irgendwann besser wird, und ich versuche, nicht zusammenzubrechen.»

Quelle: Presseheft

3) Besprechen Sie:

- Welche alltäglichen Herausforderungen erleben Eltern von behinderten Kindern?
- Was bringt sie körperlich an Grenzen und belastet ihre Paarbeziehung?
- Was ist schwierig für sie zu akzeptieren?



AUFGABEN UND FRAGEN ZU THEMATISCHEN ASPEKTEN DES FILMS

THEMA INKLUSION

1) Lesen Sie den Artikel auf Seite 10 und folgende.

2) Diskutieren Sie zu zweit folgende Fragen und tragen Sie anschliessend Ihre Überlegungen im Plenum zusammen:

- Was bedeutet Inklusion in der Schule?
- Welche Argumente sprechen für eine inklusive Pädagogik?
- Wie kann Inklusion in der Schule umgesetzt werden?

3) Lesen Sie folgenden Text:

Die Tendenz geht zur inklusiven Schule

Seit einigen Jahren tendiert man dazu, Kinder mit Behinderungen in «normale» Klassen zu integrieren, um sie aus dem Ghetto der Institution zu befreien. Das ist an sich eine gute Absicht, doch in der Praxis dient sie selten der Entfaltung des Kindes. Oft geschieht die Integration von Schülerinnen und Schülern mit besonderen Bedürfnissen übereilt und ohne pädagogischen Plan oder organisatorische Vorbereitung.

Die Lehrerinnen und Lehrer sind in der Folge hilflos und auf diese Schülerinnen und Schüler unzureichend vorbereitet. Das führt zu sehr unbefriedigenden Situationen für Lehrerinnen und Lehrer, Eltern und Schülerinnen und Schüler. Trotz des guten Willens aller Beteiligten wird der Schüler mit Behinderung eher verstossen, statt integriert zu sein und an der Dynamik der Klasse teilzuhaben. Einen pädagogischen Plan für ein Kind mit einer Lernbehinderung zu entwickeln, ist eine sehr heikle Aufgabe, für die es kein Modell gibt. Jedes Kind ist anders und jeder Plan einzigartig. Es kommt vor, dass Eltern im Lauf eines Schuljahres Abstand nehmen von dieser Integration auf Biegen und Brechen und sich eine Sonderschule zuwenden.

Ein solcher Schulwechsel ist sowohl für die Eltern als auch für die Schülerinnen und Schüler selten ein gutes Erlebnis. Manche Eltern entscheiden sich deshalb für die Integration in eine sogenannte normale Klasse an einem Tag pro Woche, die restliche Zeit besucht das Kind eine Sonderschule. Das trifft auch auf einige Schülerinnen und Schüler der Schule an der Philosophenstrasse zu, und sie scheinen dabei auf ihre Kosten zu kommen.

Ich frage mich, inwieweit dieser Wunsch, noch einen Fuss in der Tür der normalen Schule zu haben, nicht von der Schwierigkeit der Eltern zeugt, sich einzugestehen, dass ihr Kind keinen üblichen schulischen Werdegang haben wird?

Quelle: Presseheft

4) Diskutieren Sie:

- Was wird in diesem Text an der inklusiven Schule kritisiert?
- Warum funktioniert sie nur bedingt?
- Warum ist es Eltern von behinderten Kindern wichtig, dass ihre Kinder auch eine «normale» Schule besuchen?

5) Lesen Sie folgende Aussage des Regisseurs Fernand Melgar:

«Als Filmemacher habe ich stets versucht, die Ränder unserer Gesellschaft zu beleuchten, denn ich glaube, dass sie es sind, die uns definieren. Das Unbekannte stört, doch die Erfahrung des Anderen ist auch eine Quelle der Öffnung, der Erkenntnis und der Entwicklung.

In einer Gesellschaft, in der es auf Rentabilität und Kraft ankommt, will ich zeigen, dass Verletzlichkeit und Schwäche in jedem Leben ihren Platz haben, und welchem Antrieb es bedarf, um diese zu überwinden.

Während eines Jahres begleitete ich fünf Kinder einer Sonderschule in der Westschweiz bei ihren ersten schulischen Gehversuchen. Ohne Interviews oder Kommentar, im Stil des von mir bevorzugten Cinéma direct, richtete ich meinen Blick sowohl auf ihre ersten Schritte in der Schule, als auch auf ihre soziale Umgebung und ihr Familienleben.

Der Gedanke, den Alltag dieser Kinder zu erzählen, entsprang meinem Wunsch nach Konfrontation und Einsicht. Das Gefühl von Fremdheit, das sie uns vermitteln, der Blick, den wir auf sie richten, und die Ausgrenzung machen es für sie noch schwerer, ihre Vorhaben und ihre Träume zu verfolgen. So bürden wir ihnen ungewollt noch eine zusätzliche Behinderung auf. Man kann nicht jedem Menschenleben allein mit den Kriterien ökonomischer und sozialer Leistung gerecht werden. Diese Kinder sollten das Recht haben, so zu sein wie sie sind. Sie haben ein Recht auf Leben, ein Recht auf ein schönes Leben und ein Recht darauf, Teil der Gesellschaft zu sein wie jeder andere auch.

(...)

Über das Dokumentieren einer Sonderschule hinaus will mein Film auch in einem grösseren Rahmen über Erziehung nachdenken und darüber, welche Mittel zur kognitiven und sozialen Entwicklung eines Kindes mit besonderen Bedürfnissen adäquat sind. Doch welches Kind, ob mit oder ohne Behinderung, bedürfte nicht einer erzieherischen Zuwendung, die ihm entspricht? Wie viele Kinder stehen heute in einem formatierten Schulsystem, das auf Wettbewerb und Selektion ausgerichtet ist, mit der Schulbank auf Kriegsfuss und werden vom Bildungswesen links liegen gelassen?»

Quelle: Presseheft

6) Diskutieren Sie:

- Was meint Fernand Melgar damit, dass die Ränder unserer Gesellschaft uns definieren?
- Welchen Blick auf behinderte Menschen kritisiert Fernand Melgar?
- Was will Fernand Melgar mit seinem Film bewirken bezüglich Kindern mit Behinderung und bezüglich der Erziehung von Kindern im Allgemeinen?

7) Erörtern Sie in einem Text Ihre Meinung zur inklusiven Pädagogik und zu Sonderschulen. Versuchen Sie dabei auch Bezug auf den Film zu nehmen.

WIE INKLUSION GELINGT

Jedes Kind mit einer Behinderung oder Lernstörung hat in der Schweiz grundsätzlich Anspruch auf Unterricht in einer Regelschule. Auch die 13-jährige Sophie. Wie gelingt Inklusion? Und warum profitieren alle vom gemeinsamen Unterricht?

von Bianca Fritz

Bilder: Christian Aeberhard

Wenn Sophie in die Schule kommt, kümmern sich gleich mehrere Betreuungspersonen um sie. Da ist natürlich die Lehrperson, der sie Fragen stellen kann. Zusätzlich sitzt aber meist auch ein Heilpädagoge oder eine Heilpädagogin neben Sophie. Er oder sie erinnert sie daran, bei der Sache zu bleiben, oder erklärt ihr Sachen noch einmal, die sie nicht verstanden hat. Diese spezielle Betreuung steht Sophie zu. Sie hat einen ausgewiesenen «besonderen Bildungsbedarf». Weil Sophie ein Downsyndrom hat, fällt es ihr schwerer als den meisten anderen Schülerinnen und Schülern, Inhalte zu verstehen und sich über längere Zeit zu konzentrieren.

In integrativen Schulklassen werden Schüler mit bestimmten «funktionellen Störungen» gemeinsam mit normalbegabten Regelschülern unterrichtet. Das sind beispielsweise Kinder mit einer Behinderung, mit einer Lernschwäche, einem niedrigen IQ, mit Autismus, ADHS oder einer Verhaltensstörung. Bis vor einigen Jahren wurden diese Schüler in der Schweiz vor allem in Sonderschulen oder in speziellen Kleinklassen in der Regelschule unterrichtet.

Gemeinsam Lernen mit unterschiedlichen Lernzielen

Während Sonderschulen weiterbestehen, sind die Kleinklassen inzwischen in fast allen Kantonen abgeschafft worden. Das ist ein Schritt weg vom separierten hin zu einem integrierten Schulmodell. Ein Grund dafür sind die rechtlichen Bestimmungen in der Schweiz. Zwar können Eltern noch keinen Platz in einer Regelschule einklagen, aber mehrere Gesetzestexte belegen, dass der Integration, wann immer möglich, Vorrang zu geben ist. Seit 2004 sind die Kantone durch das Behindertengleichstellungsgesetz verpflichtet, die Integration von Schülern mit «besonderem Bildungsbedarf» zu fördern.

Auch die Volksschulgesetze der Kantone, die jeweils vom Stimmvolk verabschiedet wurden, sehen Integration vor. Im vergangenen Mai ratifizierte die Schweiz als 144. von 193 UNO-Staaten die Behindertenrechtskonvention. Diese besagt, dass Behinderte einen gleichberechtigten Zugang zu einem inklusiven hochwertigen Schulsystem haben müssen. Das Lernen soll gemeinsam erfolgen, wenn auch zum Teil mit unterschiedlichen Lernzielen. Wie gut die UN-Konvention bisher umgesetzt wurde, soll dieses Jahr untersucht werden. «Die Beweislast hat sich umgekehrt», fasst Professor Peter Lienhard von der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik Zürich die Lage in der Schweiz zusammen. «Haben früher die Eltern nachweisen müssen, dass ihr Kind für den Unterricht in einer Regelschule in Frage kommt, so muss heute die Schule nachweisen, dass dies nicht möglich ist.»

Die Vielfalt als Stärke

Hinter der UN-Konvention steht die Ideologie der Inklusion: Demnach sollen nicht mehr die Kinder dahingehend geprüft werden, ob sie für das normierte Schulsystem geeignet sind, sondern es sind die Schulen, die sich auf die Vielfalt der Kinder einstellen müssen. Inklusion sieht alle Schüler als Wesen mit eigenen

Lernbedürfnissen und Stärken an. Der Schüler mit Einschränkung sticht nicht mehr heraus, er hat lediglich ein anderes Stärkenprofil. Inklusion geht damit einen ganzen Schritt weiter als Integration. Bei der Integration ist noch klar festgelegt – meist durch die Diagnose einer Funktionsstörung –, wer die Norm ist und wer der zu Integrierende. Für die Inklusion ist also ein anderes Denken nötig, das Vielfalt als Stärke, nicht als Problem ansieht.

INKLUSION HEISST: NICHT DAS KIND MUSS SICH DER SCHULE ANPASSEN, SONDERN DIE SCHULE DEN BEDÜRFNISSEN DER KINDER.

Nur ändert sich ein Schulsystem, ja eine ganze Gesellschaft nicht von heute auf morgen. Daher wird in der Schweizer Schulpraxis heutzutage hauptsächlich die Integration geübt – sozusagen als Vorstufe für die Inklusion. Das heisst, Kinder mit einer bestimmten Diagnose vom schulpädagogischen Dienst erhalten Massnahmen, die ihren Nachteil ausgleichen sollen. Zum Beispiel technische Hilfsmittel, Förderstunden, leichtere Aufgabenstellungen, die Möglichkeit, eine Prüfung mündlich abzulegen, oder eben die Unterstützung durch einen Heil- oder Sonderpädagogen. In den meisten Kantonen haben alle Klassen Anspruch auf einen Grundstock an heilpädagogischer Betreuung – und dieser wird grösser, je mehr Integrationskinder die jeweilige Klasse besuchen.

Weg vom Stigma

Kleinklasse Inzwischen gibt es zahlreiche Studien, die zeigen, dass die Lernfortschritte bei den lern- und leistungs schwachen Kindern in integrativen Klassen grösser sind als in separativen Settings. Das ist aber nicht der einzige Grund, warum es heute in den meisten Kantonen keine Kleinklassen mehr gibt. Es hat auch mit dem mit ihnen verbundenen Stigma zu tun. Urs Haeblerlin, ehemaliger Direktor des Heilpädagogischen Instituts der Universität Freiburg und Leiter vieler Integrations-Forschungsprojekte, hat beobachtet, dass in den Kleinklassen seit 1990 immer weniger Schweizer Kinder geschult wurden. Sie wurden vielerorts zum Auffangbecken für Kinder aus bildungsfernen Migrantenhaushalten sowie Schüler mit Verhaltensproblemen und Kinder aus schwierigen Familienverhältnissen. Daraus entstanden auch die Probleme, mit denen viele Kinder nach dem Schulabschluss zu kämpfen hatten. Eine Schweizer Längsschnittstudie aus dem Jahr 2011 zeigte: Viele schwache Schüler besuchen nach dem Schulabschluss Brückenangebote. Im zweiten und im dritten Jahr nach dem Abschluss finden allerdings viel mehr schwache Schüler aus integrativen Regelklassen einen Zugang zu einer Ausbildung. Die Schüler aus den Kleinklassen bleiben hingegen häufiger auf der Strecke – ihr Ruf in den Ausbildungsbetrieben ist schlecht.

Immer mehr Sonderschüler?



Wenn Sophie in die Schule kommt sitzt meist eine Heilpädagogin oder ein Heilpädagoge neben ihr

Was aber passiert mit schwierigen Schülern ohne Diagnose? Wohin kommen sie, wenn Kleinklassen aufgelöst werden? Die Medien berichteten vergangenen Herbst von einer «explosionsartigen Steigerung der Zahl von Sonderschülern» – es seien so viele wie nie zuvor. Die Vermutung wurde aufgestellt, dass einfach besonders viel diagnostiziert werde, damit Schulen mehr Mittel und Personal erhalten würden. Beat Zemp, Präsident des Dachverbands der Schweizer Lehrerinnen und Lehrer (LCH), relativierte in einem Interview mit dem Internetportal «Watson», die Zahlen liessen sich nicht ohne Weiteres vergleichen: «Dadurch, dass diese Kleinklassen abgeschafft worden sind und die meisten der betroffenen Schüler in die Regelklassen integriert wurden, steigt in der Statistik automatisch die Zahl der sogenannten integrierten Sonderschüler.» Ausserdem gebe es erst seit 2014 ein standardisiertes und kantonsübergreifendes Abklärungsverfahren des Schweizerischen Erziehungsdepartements. Darin werden Kriterien festgelegt, die zeigen, wer ein Sonderschüler ist und welche Massnahmen sinnvoll sind. Prinzipiell gelte heute aber das «Bildungsprinzip», nicht mehr das «Versicherungsprinzip», das noch vor dem Rückzug der IV aus der Finanzierung der Sonderschulpädagogik gegolten habe, so Peter Lienhard.

Inklusion ist ein Angstthema bei Eltern

Das bedeutet: «Es wird geschaut, was das Kind braucht, damit es sein Bildungsziel erreichen kann. Nicht mehr so sehr, welche Störung es hat.» Und da kommen wieder die leistungsschwachen Kinder ohne klar diagnostizierte Behinderung ins Spiel. Auch einige von ihnen brauchen Hilfe, um ihr Potenzial entfalten zu können. Ein Beispiel aus der Praxis: In der 4i der Sekundarschule Leonhard in Basel haben die Heilpädagogen im Schulalltag auch ein Auge auf die schwachen oder verhaltensauffälligen Schüler, die kein medizinisches oder psychologisches Zeugnis mitbringen. Zum Beispiel auf ein Mädchen aus Japan, das erst vor wenigen Wochen in die Schweiz gezogen ist. Es scheint normal begabt zu sein, spricht aber nur Englisch. Oder auf ein Mädchen mit Migrationshintergrund, das sehr unsicher ist und sich nicht traut, Fehler zu machen. Auch ihnen wenden sich die Heilpädagogen zu und verfassen zusammen mit ihnen persönliche Lernziele und Förderpläne. Das Mädchen aus Japan erhält zudem Förderstunden in «Deutsch als Zweitsprache». Dass die Heilpädagogen nicht nur für die Schüler mit Integrationsstatus wie Sophie da sind, sondern auch für diese Fälle Zeit haben, liegt laut Peter Lienhard daran, dass die Lehrpersonen und Heilpädagogen der Sek Leonhard die Klassen und Fächer intelligent zusammenführen und damit auch

ihre eigenen Ressourcen bündeln. «Das ist sehr clever – genau so muss man es eigentlich machen, damit Integration funktioniert», so Lienhard. Denn eines ist klar: Integration fordert nicht nur von den Heilpädagogen, sondern auch von den Lehrpersonen und Eltern viel.

«Bei vielen herrscht Unsicherheit – die Inklusion ist ein Angstthema», sagt Bettina Ledergerber, Kommunikationsverantwortliche von Pro Infirmis. Die Fachorganisation berät vor allem Eltern von Kindern mit Behinderung, aber auch Lehrpersonen und Behörden. Sie übernimmt eine Übersetzerrolle für das Fachchinesisch und hilft beim Einfordern von Ansprüchen. Ledergerber bezeichnet das Schweizer Schulsystem als «im Umbruch». Die Vision der Inklusion, die Vielfalt der Menschen als Stärke zu sehen, sei ein hoher Anspruch. Und die Umsetzung sei zudem der ständigen Beobachtung der Medien ausgeliefert. Fehlende Ausbildung, knappe Mittel und die Medien finden immer wieder Lehrpersonen, die darüber klagen, dass ein normaler Unterricht mit so unterschiedlichen Schülern kaum möglich sei. Vielen Lehrern fehlt die entsprechende Ausbildung im Umgang mit Integrationsschülern. Erst seit einigen Jahren gehören Module für Integration und Sonderpädagogik zur Lehrerausbildung an den Pädagogischen Hochschulen. Gerade ältere Lehrkräfte aber müssen nachschulen – wenn denn Geld und Zeit dafür da sind. Als der «Tages-Anzeiger» vergangenen Herbst überforderte Lehrer in einem Artikel zu Wort kommen liess, verneinten dann auch 73,6 Prozent der Online-Leser die Frage: «Gehören Sonderschüler in die Regelklasse?».

Schulen haben zum Teil zu wenig Ressourcen

Es sind besonders die Eltern der normalbegabten Regelschüler, die befürchten, dass Kinder in der Entwicklung gebremst werden, wenn schwache Schüler und Sonderschüler in derselben Klasse unterrichtet werden. Urs Strasser zeigt in der «Schweizerischen Zeitschrift für Heilpädagogik» die Wirkung von integrativen Settings auf Regelschüler auf: Sie entwickelten bessere soziale Kompetenzen, würden nicht gebremst und machten sogar, entgegen den Befürchtungen, besonders grosse Fortschritte. In Deutschland hat die Bertelsmann-Stiftung im Jahr 2015 Eltern befragt und zeigte auf: Sie gebeninklusive Schulen durch die Bank weg gute Noten (siehe Box). Auch Heilpädagoge Martin Gürtler von der Sek Leonhard ist überzeugt, dass gerade die stärkeren Kinder vom integrativen System profitieren, weil sie zum einen die Vielfalt der Gesellschaft wirklich erfahren würden, zum anderen aber auch eine intensivere Betreuung genössen.

LERN- UND LEISTUNGSSCHWACHE KINDER MACHEN IN REGELKLASSEN GRÖßERE FORTSCHRITTE.

Wenn Integration beziehungsweise das Fernziel Inklusion also Vorteile für alle bringt – warum stossen sie dann so oft auf Widerstand? «Die Schulen haben zum Teil zu wenig Ressourcen, die Politiker haben oft Panik vor dieser komplexen Thematik, und für die Eltern ist der Schulerfolg ihres Kindes so zentral, dass sie sich nicht auf Experimente einlassen wollen», fasst Lienhard zusammen. Gerade der Widerstand der Eltern aber löse sich häufig auf, wenn sie den Schritt erst einmal wagten. Auch das zeigte die Studie der Bertelsmann-Stiftung: Wer Erfahrung mit Inklusions- und Integrationsklassen gemacht hat, beurteilt sie viel positiver.

Integration um jeden Preis?

Trotzdem sei eine Integration beziehungsweise Inklusion «nicht nur nicht mehrheitsfähig, sondern auch nicht immer sinnvoll», betont Lienhard. Wichtig ist, den Einzelfall zu prüfen. Das stark autistische Kind zum Beispiel, welches in grossen Gruppen in Panik gerät, ist in einer Sonderschule mit kleinen Gruppen, 1-zu-1-Betreuung und Psychiatern wohl besser aufgehoben als in einer Regelschule. Und es gibt Schülerinnen und Schüler, deren Verhaltensstörung den Unterricht für alle anderen unmöglich macht. Auch kann es vorkommen, dass Schüler mit einer starken Hör- oder Sehbehinderung in der Regelschule Strategien entwickeln, damit niemand merkt, dass sie nichts verstehen. Aber: «Es hängt nicht nur vom Kind ab, ob Integration gelingt», betont Lienhard. Er werde oft gefragt, bei welchen Behinderungen Integration sinnvoll sei, und antworte dann mit einem Mindmap. Dieses zeigt: Der Schüler ist nur ein Puzzleteil. Damit Integration und Inklusion an Schulen gelingen, müssen Eltern, Lehrpersonen, Schulleitung und -behörde zusammenspielen, Räume und Hilfsmittel müssen gegeben sein und Beratung und Ausbildung von aussen hinzukommen. «Wenn zum Beispiel die Eltern aller anderen Schüler dagegen sind, dass ein Kind mit Behinderung in die Klasse kommt, wird es dieses Kind sehr schwer haben», sagt Lienhard.

SPRACHUNTERRICHT, INDIVIDUELLE FÖRDERPLÄNE, GRÖSSERE SCHRIFT – DIE HILFSMITTEL SIND VIELFÄLTIG.

Inklusion bedeutet nicht zwangsläufig, dass alles gemeinsam gemacht und mit denselben Massstäben gemessen wird. So bekommen die Sonderschüler in integrativen Settings nur dann Noten, wenn ihre Leistung wirklich mit der der Regelschüler vergleichbar ist. Im Zeugnisbericht stehen dann ihre individuellen Lernziele – zum Beispiel «Addieren im Zehneraum» – und eine Beschreibung, wie gut diese erreicht wurden. Es ist auch nirgends festgelegt, dass die Schüler stets in einem Raum unterrichtet werden müssen. Wenn zum Beispiel Sophie und die anderen Kinder mit Integrationsstatus der 4i an der Sek Leonhard ein Referat vorbereiten sollen, gehen die Heilpädagogen mit ihnen in den Heilpädagogikraum. Hier dürfen sie auch mal laut werden, hier kann die Aufgabe wieder und wieder erklärt werden, ohne dass man die anderen Schüler stört. Das Ergebnis wird dann wieder vor der ganzen Klasse vorgetragen. Ausserdem lässt der Stundenplan der 4i genug Raum für den persönlichen Wochenplan der Schülerinnen und Schüler – und da kann es passieren, dass eine Schülerin am Rechenschieber 5 und 7 zusammenzählt, während ihre Mitschülerin am Nebentisch die Entfernung von zwei Städten anhand einer Landkarte berechnet. Für Christian Liesen, Professor an der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik, geht es bei Inklusion darum, «sich vorzustellen, wie Bildungs- und Erziehungsziele erreicht werden können, ohne seine Vorstellungskraft einzuschränken». Entscheidend sei die Erkenntnis, so Liesen, «dass stets mehrere vernünftige Wege ins Ziel führen».

Quelle: <https://www.fritzungfraenzi.ch/gesellschaft/schule/wie-inklusion-gelingt>

THEMA BERUF SONDERSCHULLEHRERIN / HEILPÄDAGOGE**1) Lesen Sie folgende Aussagen der Klassenlehrerin Adeline und der Praktikantin Stefania:****Adeline:**

«Dieser Beruf war für mich naheliegend, denn ich bin in diesem Umfeld aufgewachsen. Mein Vater war Pädagoge, und wir wohnten in einem Heim für Menschen mit geistiger Behinderung. Von klein auf spielte ich mit den Hausbewohnern. Ich fand nicht, dass sie anders waren als die anderen Erwachsenen, aber viel lustiger als die Leute, die ich draussen sah! Ich glaube, diese Welt passt gut zu mir: nicht perfekt zu sein, abseits der Formatierung, die man uns aufzwingt. Bei der Berufswahl kam für mich nur das oder das Theater in Frage, aber ich habe meine Entscheidung noch keinen Augenblick bereut. Ich finde, der Lehrberuf ist so etwas wie Theaterspielen für Kinder. Man muss sie fesseln, zum Lachen bringen, ihre Vorstellungskraft anregen und versuchen, ihnen etwas beizubringen. An einer «normalen» Schule, an der man einem vorgeschriebenen Programm folgen und Noten geben muss, wäre ich sehr unglücklich. Meine Bekannten betrachten mich oft als Krankenschwester, die sich um unheilbar kranke Kinder kümmert. Sie glauben, dass ich in einer medizinisch-sozialen Einrichtung arbeite, in der wir versuchen, den Kindern, die dort den ganzen Tag parkiert sind, die Zeit zu vertreiben. Dann sage ich ihnen, dass ich Lehrerin bin und mich um sie kümmere wie um normale Kinder. Es ist meine Aufgabe, ihnen im Rahmen des Möglichen Lesen und Schreiben beizubringen, und sich zumindest zu verständigen, zu malen oder auch nur zu singen.

Nicht alle werden ein Niveau erreichen, das ihnen erlaubt, alleine zurecht zu kommen. Aber ich kenne keinen einzigen Schüler, der keine Fortschritte gemacht hätte, ganz gleich welche Behinderung er hat. Wenn ich einen neuen Schüler bekomme, frage ich mich immer, wie ich es hinkriegen werde, ihn in meine Klasse zu integrieren. Aber am Ende hat sich immer alles eingespielt. Egal für welches Individuum, die ist Schule das beste Mittel zur Sozialisation und ein Rahmen, in dem es sich entwickeln kann. Die Eltern sind immer verblüfft, welche unverhofften Ressourcen sie bei ihrem Kind entdecken. Und für mich sind sie immer wieder eine unerschöpfliche Quelle des Glücks und der Zufriedenheit. Ich bin Mutter dreier kleiner Kinder. Wenn ich mich den ganzen Tag um sie kümmern muss, bin ich völlig erledigt. Wenn ich hingegen aus der Schule komme, habe ich, selbst wenn es ein komplizierter Tag war, noch überschüssige Energie. Die Arbeit mit den Schülern ist sehr anregend, sie geben mir sehr viel zurück.»

Stefania:

«Während des Praktikums habe ich meine Kenntnisse über Behinderungen vertieft und in der Praxis angewendet. Mein Selbstvertrauen ist gewachsen. Ich habe gelernt, dass ich in der Lage bin, schwierige Situationen zu meistern. (...)

Bevor ich das Praktikum bei der Stiftung Verdeil in einer Klasse mit vier- bis fünfjährigen Kindern begonnen habe, dachte ich, dass die Tage eher ruhig und leicht sein würden. Heute weiss ich, dass diese Vorstellung sehr weit von der Realität entfernt war. Die Tage sind nämlich oft sehr schwer, mit viel Geschrei und Tränen.

Die Arbeit ist nicht einfacher, als wenn ich mit grösseren Kindern zu tun hätte. Das sind nämlich, gemäss den Berichten einer Kollegin und gemäss meinen eigenen Erfahrungen (ich habe an den

Freitagnachmittagen in einer Klasse von neun- bis zwölfjährigen Kindern gearbeitet), zwei komplett verschiedene Aufgaben, die je ihre eigenen Herausforderungen mit sich bringen.

Nach rund acht Monaten in meiner Klasse, ist mir trotz meiner Fortschritte – ich bin geduldiger und besser in der Lage, Krisen und Tränen zu überwinden – bewusst, wie schwierig es ist, sich um Kinder mit Behinderung zu kümmern. Diese Erfahrung hat auch dazu geführt, dass meine Vorstellung vom Alltag der Eltern sich verändert hat. In zahlreichen Gesprächen mit den Eltern wurde mir nämlich bewusst, dass sie zum Teil extrem erschöpft sind und in einem aussergewöhnlichen Zustand leben.»

Quelle: Presseheft

2) Besprechen Sie:

- Was sind die besonderen und schönen Momente als Sonderschullehrerin oder Heilpädagogin?
- Wie unterscheidet sich die Arbeit als Lehrerin in einer regulären Schule und in einer Sonderschule?
- Was sind die besonderen Herausforderungen und Erfolge im Beruf eines Sonderschullehrers oder einer Heilpädagogin?
- Welche Dinge bei der Arbeit als Heilpädagoge oder –pädagogin sind gewöhnungsbedürftig und können einem an Grenzen bringen?

3) Informieren Sie sich mit folgende Links über die beiden Berufsrichtungen in der Heilpädagogik (Sonderpädagogik).



Heilpädagogische Früherziehung:

https://www.hfh.ch/fileadmin/files/documents/Dokumente_HFE/hfe_brosch_aufgaben_kompetenzen_ds_nb.pdf

<https://www.youtube.com/watch?v=ZtgmytP7leI>

Schulische Heilpädagogik:

https://www.hfh.ch/fileadmin/files/documents/Dokumente_SHP/hfh_brosch_aufgaben_kompetenzen_ds_low_nb.pdf



4) Machen Sie sich Notizen zu folgenden Fragen:

- Was sind die Aufgaben und Arbeitsfelder der beiden Richtungen?
- Was sind die persönlichen Anforderungen und schulischen Voraussetzungen für eine heilpädagogische Ausbildung?

THEMA DIRECT CINEMA

Der Regisseur Fernand Melgar dreht seine Filme konsequent im Stil des «Direct Cinema».

1) Lesen Sie folgenden Text:

In den 1960er Jahren entwickelte eine Gruppe von jungen und engagierten amerikanischen Filmemachern rund um Robert Drew eine neue Produktionsästhetik des Dokumentarfilms. Die von Drew gegründeten Drew Associates, zu deren Mitarbeitern Richard Leacock, D.A. Pennebaker, Albert and David Maysles und Terence Macartney-Filgate zählten, dokumentierten die kulturellen Veränderungen in den USA während der 1960er Jahre und wandten eine neue Form des Fernsehjournalismus an, in dem sie Vorgänge beobachteten, ohne in sie einzugreifen. Der erstmalige Einsatz von leichten, beweglichen 16mm-Kameras, neu entwickelten Objektiven und des kabellosen Synchrontons erlaubte es, Ereignisse und Personen in noch nie gesehener Direktheit zu zeigen – die Kinobilder erschienen wahrer, unverstellter, lebendiger als jemals zuvor. So veränderte sich in kürzester Zeit nicht nur die dokumentarische Praxis, sondern auch die herkömmliche Vorstellung von filmischer Wirklichkeit.

Die Filmemacher erzielten eine kaum zuvor beobachtete Spontaneität und Unmittelbarkeit und die ZuseherInnen hatten das Gefühl, «live dabei zu sein». Die Aufnahmen waren oft verwackelt oder schlecht belichtet, auch der Ton war manchmal schwer zu verstehen, aber das vermittelte den ZuseherInnen den Eindruck von Authentizität und Nähe zum Geschehen. Die Filmemacher des Direct Cinema verschmähten die autoritäre Erzählerstimme aus dem Off, didaktische Drehbücher und traditionelle narrative Strukturen, die auf Problemlösung hinauslaufen. Sie versuchten, das Leben unmittelbar und unkontrolliert festzuhalten und bevorzugten vorgefundene Begebenheiten gegenüber konstruierten Handlungen. Sie vermieden es, Problemlösungen von oben herab zu präsentieren oder das Publikum zu einer bestimmten Reaktion herauszufordern. Geschichten sollten aus der jeweiligen aktuellen Situation heraus spontan und unkontrolliert entstehen. «Unkontrolliert» bedeutete im Direct Cinema, dass der/die FilmemacherIn nicht als RegisseurIn oder als DrehbuchautorIn fungierte. Daher gab es auch weder Drehbücher noch eine direkte Form der Kommunikation zwischen FilmemacherInnen und ProtagonistInnen während der Dreharbeiten.

Die FilmemacherInnen verstanden sich als BeobachterInnen, die die Situation, deren Zeuge sie waren, nicht zu beeinflussen versuchten. Die Gefilmten sollten authentisch und natürlich bleiben. Deshalb musste das Filmteam – das meist nur aus einer Kameraperson und einer weiteren Person für die Synchrontonaufnahme bestand – besonders zurückhaltend agieren. Da das Direct Cinema dem Spontanen vertraute, wurde auch nichts nachgespielt. Interviews lehnte man ab, da diese Verhalten kontrollierten und vom Essentiellen ablenk[t]en.

Quellen:

- »To see things as they are« – Direct Cinema und die Renaissance des dokumentarischen Films. Elisabeth Fraller
In: ZFK-ZEITSCHRIFT FÜR KULTURWISSENSCHAFTEN 2/2007
<http://homepage.univie.ac.at/elisabeth.fraller/Article.pdf>

- https://www.filmmuseum.at/jart/prj3/filmmuseum/main.jart?j-j-url=/kinoprogramm/schiene&schiene_id=1468817714723&ss1=y

2) Notieren Sie, welche unterschiedliche Wirkung die Machart eines Dokumentarfilms in konventioneller Form und im Stil des Direct Cinemas hat bezüglich den folgenden Begriffen:

Begriffen:

konventioneller Dokumentarfilm

Kommentar
Interviews
Musik

Direct Cinema

Kein Off-Kommentar,
Keine Interviews / nur beobachtende Kamera
keine Musik / nur Originalton

3) Besprechen Sie:

- Wodurch unterscheidet sich «À l'école des Philosophes» von einem reinen Direct-Cinema-Dokumentarfilm?



Filmausschnitt 1

4) Schauen Sie folgende zwei Filmausschnitte an:

5) Besprechen Sie zu zweit folgende Frage und tragen Sie anschliessend Ihre Überlegungen im Plenum zusammen:

- In welchen Momenten wird in den beiden Ausschnitten Musik eingesetzt?
- Wie unterscheiden sich die Szenen mit und ohne Musik?
- Welche Funktion hat die Musik?
- Was fällt bei den Szenen ohne Musik bezüglich Kameraeinstellungen auf?
- Ist die Kamera eher weit oder nah an den Personen?
- Was bewirkt das?



Filmausschnitt 2

Der Regisseur Fernand Melgar hat während einem Jahr immer wieder in der Schule gefilmt und die Kinder und ihre Eltern mit der Kamera begleitet.

- Wie, denken Sie, hat es Melgar fertig gebracht, dass die Kamera die Kinder nicht ablenkt und in manchen Situationen störend ist?

